

Guten Abend!

„Wenn der Regen niederbraust,
Wenn der Sturm das Feld durchsaust,
Bleiben Mädchen oder Buben
Hübsch daheim in ihren Stuben. —
Robert aber dachte: Nein!
Das muß draußen herrlich sein! —
Und im Felde patschet er
Mit dem Regenschirm umher.“

So beginnt die „Geschichte vom fliegenden Robert“ aus dem „Struwwelpeter“, einem Buch, das der Dichter und Zeichner Heinrich Hoffmann 1844 für seine Kinder zur Belustigung und Erziehung schrieb und illustrierte, ein unverwüstliches Werk, das Generationen von argwöhnischen Eltern und Pädagogen überlebt hat – bis heute. Sie kennen das alle.

Zwischen den Zeilen zu lesen gilt als eine ostdeutsche Kulturtechnik, und so könnten die Verse freilich auch als Hymne der Soloselbständigen gelesen werden, die sich im Regen stehen gelassen fühlen und davon träumen, dass jemand kommt und ihnen einen Schirm aufspannt. Kalt pfeift der Wind und andauernd klamm ist die Kultur.

Das erste Kunstwerk, das ich von Lysann Nemeth gesehen habe, hieß – die meisten werden es kennen – „Die Ankunft des Robert“. Jene Ankunft vollzog sich – wo sonst als in einer Nische? – am Haus Augustusburger Straße 102, wo anscheinend der Schirm des fliegenden Robert unter der Traufe hängen geblieben war. Da hängt er immer noch. Ein Stockwerk tiefer hat die Künstlerin ihr Atelier.

Schirme sind melancholische Objekte. Schon wegen ihrer Nähe zum Regen. Es wird noch schlimmer, wenn ein Wegwerf-Abkomme dieser Spezies, der sich auch Schirm nennen darf und aktuell sechs bis acht Euro kostet, kaputt in der Gosse liegt. Wird er da herausgeholt und aufzuspannen versucht, mutet er vollends trostlos an. Die Dinger halten aber auch gar nichts aus! Da weint nicht nur der Himmel. Beim Fotografieren und später beim Zeichnen im Atelier gewinnen sie immerhin noch mal an Würde – wie praktisch alle Ruinen, wenn sie in der bildenden Kunst auftauchen.

Für eine spaßige Aktion des Archäologischen Museums hat Lysann Nemeth vor einiger Zeit ein paar ausrangierte Streben dieser Krücken in Kunststoff gegossen und unter die urgeschichtlichen Exponate gemischt; wer findet den Fehler? oder so. – Diese Objekte werden Sie nicht in der Ausstellung sehen, die sich gleich öffnet. Es soll, sage ich mal schon vorweg, nicht der Eindruck entstehen, Schirme seien das Thema der Künstlerin, schlimm genug, wenn sie als eine Art Markenzeichen wahrgenommen werden, das Thema lautet, wie Sie es schon auf der Einladungskarte lesen konnten: „Wiederholung als Struktur in Arbeits- und Erinnerungsprozessen“. Das haben Sie sich sicherlich gemerkt. Wenn nicht, dann behalten Sie es jetzt im Sinn: „Wiederholung als Struktur in Arbeits- und Erinnerungsprozessen“. Man könnte auch sagen: Routine. Oder: Üben. Üben. Üben. Oder: Arbeit im Akkord.

Wie kam es dazu?

Im Jahr 2011 fotografierte Lysann Nemeth die ersten Regenschirme vom Straßenrand weg und stellte die Bilder bald auch ins Internet. War so das Interesse erst mal angezeigt, ergaben sich

Gespräche, Mail-Wechsel und bald schon erste Hinweise auf den VEB Schirmfabrik Karl-Marx-Stadt, der als einziger Finalproduzent von Regenschirmen in der DDR bis zum Ende 1991 etwa 40 Mio. Stück für das In- und Ausland produziert hatte. 2019 kam die Schirmfabrik Adorf ins engere Blickfeld. Durch Kontakt zum Orts- und Heimatverein lernte die Künstlerin die – man darf schon sagen: ihre – „Adorfer Frauen“ kennen, die zum größten Teil noch heute in Adorf wohnen, wo es mehrmals zu persönlichen Begegnungen kam, und denen sie die gleichnamige Webseite widmete, auf der aus vielen Blickwinkeln und Originaltönen die Geschichte der Fabrik, der Arbeit dort und schließlich der Abwicklung des Betriebs erzählt wurde. Wichtig war dabei, dass Arbeitende aus allen Produktionsstufen – Zuschnitt, Nähen, Heften, Montage, Qualitätskontrolle usw. – ihre Erfahrungen aus heutiger Sicht benennen konnten. Hinzu kamen Archiv-Recherchen im Staatsarchiv und im Heimatverein, wo u. a. Material für die spätere Arbeit „Archivale“ gefunden wurde. Auf dieser Grundlage erschien außerdem im Januar 2025 das Buch „Endkontrolle“ im Leipziger Verlag Trottoir Noir. Ein Leseexemplar befindet sich in der Ausstellung.

Was heißt künstlerische Recherchearbeit und worin unterscheidet sie sich von zeitgeschichtlicher Forschung oder von Soziologie? – Es ist der andere Zugriff auf den Stoff. Die ästhetische Anziehungskraft, das einfache Gefallen, geht der Analyse voraus. Ja, auch in der Wissenschaft. Aber dort wird es meistens nur verschämt zugegeben. Die Kunst verleugnet es nicht, sondern macht es zu Hauptsache. Wo Wissenschaft auf Abstand geht, will Kunst immer Erlebnisse teilen, die sie gemacht hat. Auf Tuchfühlung gehen, subjektiv d. h. von unten schauen.

Die berühmt-berüchtigte Frage: Was hat das mit mir zu tun? heißt bei Lysann: Was hat das mit meiner Arbeit zu tun? Gibt es Berührungspunkte? Ähnlichkeiten? Unterschiede? Ja, Unterschiede gewiss. Aber es gibt auch Parallelen.

Lysann ist eine disziplinierte und geduldige Zeichnerin. Was drüben in der Galerie auf Tischen liegt und steht und an den Wänden hängt, sind Zeichnungen. Bleistiftzeichnungen, genauer: Graphit. Hinter Glas oder Plexiglas ist das vielleicht nicht sofort zu erkennen. Deshalb gibt es manches davon ungeschützt zu sehen. Sie wissen alle, was, um im Bilde zu bleiben, das Piktogramm mit dem Schirm bedeutet? Halten Sie sich bitte dran. Kunst ist manchmal auch selber verletzlich.

Geduld, Fleiß und Disziplin waren auch im VEB Schirmfabrik notwendig. Und wie. Immer wieder die kleinen Arbeitstakte beinahe wie eine Maschine zu wiederholen, einen vollen Arbeitstag lang, die ganze Woche, den ganzen Monat minus Haushaltstag, womöglich noch Sonderschicht – das kostet Kraft und Nerven und was noch. Es gibt ein Lied aus der DDR, von Peter Gläser gesungen, da heißt es über eine Arbeiterin am Band. „Doch mit dem Kopf kann sie machen, was sie will...“ – „Eben nicht!“, habe ich damals Frauen, die sich auskannten, oft rufen gehört. „Eben nicht!“

Ich zitiere aus dem „Endkontrolle“-Buch: „Sitzen Sie mal acht Stunden an der Nähmaschine, ssst, ssst. ssst, und das auch noch gut. Da darfst du nichts verbocken, sonst kriegst du Ärger. Es war schon eine Leistung, was die Frauen vollbracht haben. Das kann ich Ihnen sagen. Es ist eine reine Fertigkeit. Ich meine, vieles geht dann in Fleisch und Blut über. Aber der Körper muss es ja auch mitmachen. Acht Stunden die starre Haltung ...“

Da könnte man allerdings von heute aus fragen, warum aktuell eine wachsende Zahl Künstlerinnen und Künstler besonderen Wert auf den mühseligen Teil ihrer Arbeit legt und sich diese Arbeit besonders schwer macht, während eine Generation früher von Arbeiterinnen und Arbeitern versucht wurde, sich aus ebendieser Mühsal herauszuqualifizieren oder anderswie zu

fluktuieren? Warum gönnt sich die Kunst heute so oft eine Anstrengung, die zu vermeiden schon mal als Zeichen von Qualität galt? Leichtigkeit, das scheint nicht mehr das Ziel. Wo sind die Luftküsse hin, die mit ein paar Pinselklecksen oder noch weniger: durch einfaches Belassen ihres Gegenstandes Ansehen erwarben? Anderswo erkämpft sich die Belegschaft eine Work-Life-Balance, in der Kunst steht neuerdings Fleiß dermaßen hoch im Kurs wie sonst nur bei den Linnemanns und Klingbeils. Warum?

Na, gewiss nicht, um wie diese, populistisch, ein überlebtes Arbeitsethos hoch zuhalten. Sondern weil sie zumindest ahnen, wenn nicht schon ganz genau wissen, dass die entscheidenden Veränderungen im Sozialen auf dem Gebiet der Arbeit stattfinden.

Eigentlich hätten die „Adorfer Frauen“ und andere Arbeiter*innen in der DDR ja ihre Arbeit hassen müssen, und vielleicht haben sie das auch öfter getan, als heute eingestanden wird. Aber im Großen und Ganzen war und ist das Verhältnis der Arbeitenden zur Arbeit, zur Leistung und zur Norm viel komplizierter. Nehmen wir den Wettbewerb, die sozusagen sportliche Seite der Arbeit, die Konkurrenz, nehmen wir das gegenseitige Anspornen, die Kollegialität, besonders in den Frauenbetrieben, das Qualitätsbewusstsein und nehmen wir das Abtauchen der Produzenten in die Arbeitsvorgänge, wenn beim wieder Auftauchen die Zeit ganz anders vergangen ist, als man geglaubt hat, und viel mehr (oder auch weniger) geschafft wurde, als man gedacht hat, nehmen wir den Stolz auf das Geschaffte. Alles das sind Bestandteile gemischter Gefühle.

In der Philosophie taucht Arbeit eher kaum bis gar nicht auf. Spät auch. Nietzsche erschrak am Beginn des Industriezeitalters vor der ewigen Wiederkehr des Immer gleichen. Vor und nach 1968 dachte der französische Philosoph Gilles Deleuze über „Differenz und Wiederholung“ nach. Jede Wiederholung einer Sache ist deren Neuschöpfung. Oder sie ist keine Wiederholung. Und in unserer Zeit nennt der sozialdemokratische Philosoph Axel Honneth – immerhin – das Volk der Demokratie den „arbeitenden Souverän“.

Bleibt noch Karl Marx, für dessen Philosophie die Praxis, also die Arbeit, eine zentrale Rolle spielt und der den Blick in eine Fabrik „den Blick ins aufgeschlagene Buch der menschlichen Psychologie“ nannte. Aber was ist davon nach den realsozialistischen Erfahrungen übriggeblieben? Werden heute Arbeitsabläufe erforscht, kommt selten mehr als Herrschaftswissen raus.

Meistens werden die arbeitenden Menschen als Wähler und als Konsumenten begriffen, wenn es da überhaupt einen Unterschied gibt. Grundsätzlich wird nicht gefragt: Was machen die eigentlich auf Arbeit? – Na, sie arbeiten, sagt man. Und was macht die Arbeit mit ihnen? – Na, die macht sie kaputt, fertig – oder auch nicht, dann ist es eine schöne Arbeit, wenn man ordentlich was verdient dabei. Und was produzieren sie? – Na, irgendwas. Das entscheidet der Markt, ob sich das rechnet.

Moralischer Konsum allein kann's aber nicht wirklich richten, das wissen praktisch alle.

Kunstmachende, könnte man sagen, setzen der andauernd spürbaren Entwertung von Arbeit einen freiwilligen, scheinbar anti-ökonomischen Verbrauch ihrer Arbeitskraft entgegen. Reine Überschussproduktion. Verausgabung ohne den Druck der Märkte, das ist ein Affront, übler als jeder Bürgerschreck, ein Kapitalschreck, der auf eine andre Produktionsweise zeigt, als gäbe es die schon. – Das muss natürlich gleich abgetan werden mit der Bemerkung: Ist ja bloß Kunst, ist ja nur Spiel. Bevor noch eine Kapitalflucht einsetzt – ein Scherz war das, liebe Mädchen oder Buben, hübsch daheim in euren Stuben!

Bevor uns jetzt vor lauter Theorie der Kopf schwirrt, halten wir uns lieber an etwas, was handfest in der Ausstellung zu sehen ist. Beispielsweise das hier, Zitat: „Als geldwerte Leistungen für Sonderschichten erhielten die Arbeiterinnen ... Stoffreste aus zugeschnittener Schirmseide, die aus unterschiedlichen Gründen nicht mehr zu einem Schirm verarbeitet wurden. Aus diesen Teilen nähten sie unter anderem Beutel und verkauften diese für etwa zwei Mark.“ – Ich weiß schon, warum jetzt einige, die mich kennen, grinsen, wie ich hier als Experte für Einkaufsbeutel die Rede halten darf ... Ja, ich habe auch einen, ich bin stolzer Besitzer eines Einkaufsbeutels aus Schirmseide, genäht von Arbeiterinnen des VEB Schirmfabrik Karl-Marx-Stadt. Man sieht die praktischen, abwaschbaren Teile noch gelegentlich im Straßenbild. Lysann Nemeth hat inzwischen eine beachtliche Kollektion zusammen. Unter anderem übernahm sie die Sammlung von Naomi T. Salmon aus Weimar, die in den 90er Jahren auf das Phänomen „ostdeutsche Beutel“ stieß. Ihretwegen heißt dieser Teil der Ausstellung „Vermächtnis“. Hier dürfen Sie ruhig mal auf Tuchfühlung gehen und die verschiedenen Designs bzw. DDR-gemäß: „Dessins“ ... der Stoffe studieren.

Ich muss noch etwas loswerden. Das Buch „Endkontrolle“ beginnt mit einem Schirmvergleich Ost und West. Polyesterseide gegen Polyamidseide. Wer hält die Form und nicht die Nässe? Mit einigem Stolz auf das eigene Produkt heißt es: „Das ist einer von uns, ein Minimatic 28“. Über den anderen: „Das ist wohl ein billiger Schirm. Der wäre bei uns nicht durch die Endkontrolle gekommen!“ Wertmaßstäbe aus einer Zeit, als Schirme noch, wenn man Glück hatte, ins Fundbüro gebracht wurden, wenn man sie verlor – weil sie eben noch schön waren! Heute ist viel von Nachhaltigkeit die Rede. Aber Wegwerfprodukte stehen gegen teuren Luxus, und auch der muss sich rechnen. Da sind andere Qualitäten nachrangig. Nicht von ungefähr wird sich an die Ost-Moderne erinnert. Man kann einwenden, dass die Marktwirtschaft immerhin rasch den Wünschen der Kunden folgt. Nur – wenn man sich die wachsenden Müllberge anschaut, die ja auch irgendwann produziert worden sein müssen und gewiss nicht auf Kundenwünsche hin, kommt man schon ins Nachdenken. Wie dem auch sei – 1991 war damit erst mal Schluss.

Die Ausstellung ist auch eine Feier der Arbeit der Frauen aus dieser Zeit in dieser Gegend in diesem Land. Kein triumphaler sozialistischer Realismus, aber ein Hochhalten schmalen Wimpel, über genauer, subjektiver Erinnerung flatternd, sei gestattet. Ich habe nicht über alle Facetten gesprochen, einiges – Schönes, wie ich finde – übrig gelassen für Sie zum Selbsterarbeiten. Was mich beim Schreiben dieser Rede am meisten interessierte, ist, wie sich der soziale Aspekt einer Sache beinahe automatisch in den Vordergrund stellt, wenn die Ästhetik dieser Sache ungebremst und beharrlich entfaltet wird. Zum Beispiel die zeichnerische Fragment-Montage „Archivale“ und das Video. Man soll, finde ich, nicht immer alles vermitteln, auch wenn das oft verlangt wird. Man soll überhaupt nicht so viel Sollen.

Kunst will überraschen, und vieles überträgt sich lieber unterschwellig als niedrigschwellig. Lysann Nemeth ist heute Abend anwesend und steht gern im Detail Rede und Antwort.

Noch einmal hinweisen möchte ich darauf – ja, Wiederholung als Struktur kann auch nervig sein: dass die Exponate empfindlich und zum Teil ungeschützt sind. Sie wissen, was Sie zu tun und zu unterlassen haben. Es steht auch angeschrieben. Danke.

Vielen Dank auch für ihre Aufmerksamkeit und Geduld. Haben Sie einen schönen Abend!
Hans Brinkmann, 25. Aug. 2025